

Schluss

Die Sprache ist eine Institution, meint Henri-Jacques Stiker¹ in seiner Kulturgeschichte der Behinderung. Die Analyse ihres Gebrauchs macht die Sprache und das, was sie hervorbringt, sichtbar – als Teil der Möglichkeiten und Grenzen der Sprache der Analyse selbst. Aber das alles ist viel schöner in Hans Christian Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider“ festgehalten. Es handelt vom Spiel um Nacktheit und Verhüllung, und stellt gewissermaßen ein Nachwort zur erkenntniskritischen Absicht der Differenztheorie dar.

Vor vielen Jahren lebte ein Kaiser, der so ungeheuer viel auf neue Kleider hielt, dass er all sein Geld dafür ausgab, um recht geputzt zu sein. Er kümmerte sich nicht um seine Soldaten, kümmerte sich nicht um Theater und liebte es nicht, in den Wald zu fahren, außer um seine neuen Kleider zu zeigen. Er hatte einen Rock für jede Stunde des Tages, und ebenso wie man von einem König sagte, er ist im Rat, so sagte man hier immer: „Der Kaiser ist in der Garderobe!“ (Andersen, 2004, o.S.)

So also beginnt das Märchen um des Kaisers neue Kleider. Nichts scheint vorzuliegen, als eine kaiserliche Macke. Doch eines Tages zogen zwei Betrüger in die Stadt. Sie gaben sich für Weber aus und behaupteten, dass sie die schönsten Kleider fertigen könnten, die über die Schönheit hinaus die Eigenschaft besäßen, für jeden

1 „Le langage est une institution“ (Stiker 1997: 157).

unsichtbar zu sein, der für sein Amt nichts taue oder einfach „unverzeihlich dumm sei“ (ebd.). Diese Vorstellung reizte den Kaiser: Er könnte von nun an Schein und Sein voneinander unterscheiden und Untauglichkeit und Dummheit der Menschen enthüllen. Der Kaiser stellte die angeblichen Weber ein, belieferte sie mit Gold und Stoff und freute sich auf den Anblick der neuen Kleider. Obwohl voller Zuversicht und Selbstvertrauen, dass er genügend kompetent sein werde, die Kleider zu sehen, schickte er seine besten Männer zum Test: Sie sollten ihm von den Kleidern berichten, denn ihnen werden sie nicht verborgen bleiben. Freilich: Es gab nichts zu sehen, denn die Weber steckten sich Stoff und Gold in die eigene Tasche und webten nichts, was eben niemand mehr erkennen konnten. Wenn die Dummen und Untauglichen nichts sahen, so lag das an ihrer Dummheit; wenn die Klugen und Tauglichen nichts bemerkten, so lag das an ihrer nun eben enthüllten Dummheit. Niemand weiß, dass es nichts zu sehen gibt, außer den Leserinnen und Lesern des Märchens und den Betrügern selbst, die die Möglichkeit, zwischen Schein und Sein zu unterscheiden, als betrügerische Position eingeführt haben. So kam es, wie es kommen musste: Die tauglichen Männer wollten nicht der Dummheit bezichtigt werden und berichteten dem Kaiser von der unglaublichen Pracht der Kleider. Keiner von Ihnen getraute sich, sich über die betrügerische Diskursordnung hinwegzusetzen; nur das Vertrauen in den Gebrauch ihres eigenen Verstandes hätte diesen Sprung möglich gemacht und den Betrug als Betrug entlarven können. Stattdessen verhüllten sie ihre vermeintliche Enthüllung mit einer Lüge, die den Betrug verdeckte. Bald schon wusste die ganze Stadt von der Schönheit der neuen Kleider und da wollte sich auch der Kaiser nicht mehr länger auf die Folter spannen lassen und betrat den Raum der Weber:

„Was!“ dachte der Kaiser; „ich sehe gar nichts! Das ist ja schrecklich! Bin ich dumm? Tauge ich nicht dazu, Kaiser zu sein? Das wäre das Schrecklichste, was mir begegnen könnte.“ „Oh, es ist sehr hübsch“, sagte er; „es hat meinen allerhöchsten Beifall!“ und er nickte zufrieden und betrachtete den leeren Webstuhl; er wollte nicht sagen, dass er nichts sehen könne (ebd., o.S.).

Auch der Kaiser, durch die vermeintliche Beweislast seiner tauglichen Männer zusätzlich unter Druck gesetzt, traute seinen Augen

nicht: denn was bedeuteten sie ihm schon, jetzt, da ihr Sehen des Nichts ihn demaskierte und dazu zwang, eine Maske aufzusetzen, die sein ganzes Gefolge demselben Ritual unterzog? So blieb der Betrug unbemerkt und die Weber arbeiteten bei Kerzenlicht durch die ganze Nacht hindurch in Erwartung des Festtages; und alle, die nicht blind waren, konnten sehen, dass da gearbeitet wurde – es hatte ja Licht. So kam der Festtag und die Weber kleideten den Kaiser in Nichts. Seine Nacktheit würde nur für ihn existieren, musste der Kaiser wohl denken. Alle anderen ließen ihn glauben, er hätte prächtige Kleider an. Dies war nicht böser Wille, eher die Scham vor der eigenen Dummheit, deren Eingeständnis sie isolieren und stigmatisieren würde. So blieb der Betrug am Sitz des Kaisers unbemerkt und weil niemand gerne entlarvt wird, jubelte ihm auch die Menschenmenge entgegen und staunte über die Pracht der Kleider.

„Aber er hat ja gar nichts an!“ sagte endlich ein kleines Kind. „Hört die Stimme der Unschuld!“ sagte der Vater; und der eine zischelte dem andern zu, was das Kind gesagt hatte. „Aber er hat ja gar nichts an!“ rief zuletzt das ganze Volk. Das ergriff den Kaiser, denn das Volk schien ihm recht zu haben, aber er dachte bei sich: „Nun muss ich aushalten.“ Und die Kammerherren gingen und trugen die Schleppe, die gar nicht da war (ebd., o.S.).

Ein *Kind* hat schließlich die wahre Nacktheit gesehen und seine Einsicht gegen die öffentliche Meinung gestellt, weil es nicht wusste oder nicht akzeptierte, dass galt: Wer nichts sieht, ist blöd.

Das Problem des Kaisers im Märchen war nicht, dass er Kleider über alles liebte und sie ständig wechselte; die Folgen dieses Luxus jedenfalls spielen keine Rolle und niemand weiß etwas über die eventuelle Vernachlässigung anderer Staatsaufgaben außer jener der Repräsentation. Das Märchen gewinnt seinen Reiz aus der Zusatzeigenschaft der Kleider: der Eigenschaft, zwischen Schein und Sein zu diskriminieren. Diese Eigenschaft gründet jedoch auf Betrug: Die Weber haben sie erfunden und in die Diskurslandschaft eingeführt, um sich zu bereichern. Dabei verwendeten sie einen geschickten Schachzug: Alle Menschen haben ihre Ideen und Erfahrungen, wie sie Schein und Sein, wie sie die *angeblich* und die *wirklich* Dummen unterscheiden können. Sie wissen zudem, dass sie sich auch schon getäuscht haben und dass es im-

mer Menschen gibt, die vielleicht genau umgekehrt urteilen würden. Andernfalls könnte man niemandem mehr vertrauen, dem ein anderer nicht vertraut. Die Weber geben nun vor, ein Mittel zu haben, um diese Unterscheidung objektiv und allgemeingültig zu vollziehen. Das Mittel selbst ist kein Instrument oder Testverfahren, dessen Resultate irgendwie interpretierbar wären. Das Mittel ist vorhanden durch sein Nichtvorhandensein, allein durch den *Zauber des Betrugs*: Es existiert in den nicht existierenden Kleidern. Diesen wird jedoch die Eigenschaft zugeschrieben, zuverlässig zwischen Sein und Schein zu unterscheiden. Das Mittel erlaubt also, den Gebrauch der Unterscheidung korrekt zu vollziehen. Der Beweis ist einfach: Wer sie sieht, ist klug. Die Möglichkeit der Unterscheidung hat sich verselbständigt und erzeugt nun eigene Wirkungen. Sie setzt ein kollektives Abwehrdispositiv gegen Enttöhlung in Gang, der nur entgeht, wer noch nicht sozialisiert ist oder wer sich von außerhalb der Normalitäten der Gesellschaft irritieren lässt und auf Erkenntnis durch Überraschung – den abduktiven Schluss – nicht verzichtet. Es genügt offensichtlich nicht, auf ein Angebot zur Unterscheidung einzutreten, wenn nicht zusätzlich in Betracht gezogen wird, wie die Unterscheidung gebraucht wird. Wenn Schein und Sein zu unterscheiden sind: Was sind die Applikationsregeln von Sein im Unterschied zu Schein? Die Weber haben viel Schein als Sein verkauft und alle sind darauf eingestiegen, außer das Kind am Straßenrand, das die Normalisierung der Verhältnisse durch eine spontan andere Anwendung der Differenz (Nacktheit = Sein; schöne Kleider = Schein) wieder einleiten konnte. Mit anderen Worten: Der *Gebrauch des Unterschieds markiert eine Diskursposition*, von der aus Wissen gewonnen und Diskurse aufgebaut werden können. Dieses Spiel muss man durchschauen, will man dem Diskursangebot nicht blind Folge leisten. Die Weber behielten die Spielregeln für sich und maskierten sie durch einen Zirkel: Wir machen schöne Kleider. Nur die Klugen können sie sehen, aber nur wer sie sieht, ist klug. Das Ganze ist unwahr und wer das durchschaut, ist dumm. Das Kaiserreich ist auf die Diskursordnung hereingefallen, bis hin zum Exhibitionismus.

Doch die Diskurswirklichkeiten entlang der Differenz von Behinderung/ Nichtbehinderung sind für solche Manöver zu prekär und zu fragil. Damit sich die Gesellschaft über die Erfahrung von Behinderung als ihr eigener Gegenstand reflexiv erschließen kann,

benötigt sie einen analytischen Horizont, der die Beobachtung der Beobachtungen leistet. „Wahrheit“, meint William James, „ist die Funktion unserer Urteile, die inmitten der Tatsachen entstehen und enden“ (James 1994: 143). Diese Urteile benötigen einen kritischen Diskursraum, wenigstens aber kollegiale Supervision, um sie als gesellschaftliche Praxen zu identifizieren. Foucault hat die Frage nach der Formierung von Diskursen gestellt, um die Wahrheitsspiele, wie er sie nannte, zugänglich zu machen:

Mon problème est [...] de savoir comment les jeux de vérité peuvent se mettre en place et être liés à des relations de pouvoir [...]. Le mot ‚jeu‘ peut vous induire en erreur: quand je dis ‚jeu‘, je dis un ensemble de règles de production de la vérité“ (Foucault 2001: 1543f).²

Die Idee ist, systematisch zu untersuchen, wie Wahrheiten produziert und formiert werden (Bublitz 2003a), und diese Untersuchung von Anstrengungen zu unterscheiden, selbst die Wahrheit (erster Ordnung) sagen zu wollen. Diese Untersuchungen finden nicht außerhalb der Gesellschaft statt, aber auch nicht in der Position der Weber. Eher ist es das Kind am Straßenrand, das die Wahrheitsspiele erst noch lernen muss, das als Symbol für den Ort der Beobachtung zweiter Ordnung fungieren könnte: Seine Aussage erschließt überraschend einen alternativen Gebrauch einer etablierten Unterscheidung (und nicht etwa eine unvoreingenommene Position). Damit sorgt es für Informationsgewinn und Möglichkeiten, andere Welten in der Welt zu denken.

2 Übersetzung JW: Mein Problem ist [...] zu begreifen, wie sich Wahrheitsspiele installieren und mit Machtgeflechten verbunden werden können [...]. Das Wort „Spiel“ könnte Sie zu einem Irrtum verleiten: wenn ich „Spiel“ sage, so meine ich ein Insgesamt von Regeln der Wahrheitsproduktion.

